

FUTURZWEI

Magazin für Zukunft und Politik

www.tazfutzurzwei.de

€ 7,50



DIE VERBORGENE WIRKLICHKEIT

DURCH CORONA JETZT 30 PROZENT SICHTBARER

INFLUENCERIN

DIANA ZUR LÖWEN

ÜBER POLITISIERTE MILLENNIALS

PSYCHOLOGE

AHMAD MANSOUR

ÜBER DIE REALITÄT DER INTEGRATION

AKTIVISTIN

LUISA NEUBAUER

ÜBER DIE LOBBY FÜR GESTERN

ZUKUNFT UND POLITIK

TITELTHEMA

Die Corona-Folgen haben Teile unserer verborgenen Wirklichkeit sichtbar gemacht. Aber richtig gerafft haben wir das alles noch nicht.

4 Diskussion, Impressum

6 **Fragen der Zeit**

Ist Europa tot?

Werden wir alle ärmer?

Was wurde aus der Samstagnacht?

8 **Harald Welzer:** Die Leere zulassen, nicht zuplappern.

12 **Diana zur Löwen,** Influencerin: Wie Millennials sich politisieren und die Welt neu sehen.

18 **Luisa Neubauer,** Klimapolitik-aktivistin: Wer Neues will, muss mit Altem aufhören.

22 Die Debatte mit **Ralf Fücks** und **Steffen Lange/Tilman Santarius:** Dynamisch oder wachstumsunabhängig wirtschaften?

24 **Julia Encke,** Autorin, über die unberritten Denkroutinen des Kulturbetriebs.

28 **Wolf Lotter,** Publizist, über das kulturell ignorierte Unternehmertum.

32 **Ahmad Mansour,** Psychologe, im taz FUTURZWEI-Gespräch über die verborgenen Defizite der Integration.

38 **Märten Lange** und seine Bildserie THE MECHANISM.

POLITIK



In love with his electric car: Energieprofessor Volker Quaschnig.

50 Politik: **Gerhard Schick** – vom MdB zum Aktivisten, der die Finanzwirtschaft regulieren will. Ein Porträt von Susanne Lang.

54 Gesellschaft: Reichweite, Kohlestrom, Kinderarbeit – Die Vorurteile gegen Elektroautos sind immer noch groß. **Professor Volker Quaschnig** hält dagegen.

58 Die Bildanalyse: **Hans-Georg Soeffner** über die italienische Krankenschwester Elena Pagliarini.

60 Gesellschaft: Dana Giesecke stellt Changemaker vor, diesmal **Ulrike Lessig** vom Flüchtlingsausbildungsprojekt Kreuzberger Himmel.

Das Coverfoto von Diana zur Löwen fotografierte Anja Weber für taz FUTURZWEI. Wir fanden das großartig für unser Titelthema »Die verborgene Wirklichkeit«, aber auch ein bisschen gemein, weil man ihr Gesicht nicht sieht. Um es wieder gutzumachen, hat unser Covergestalter Warner Marshall sich eine besondere Rückseite einfallen lassen.

FUTURKULTUR

62 Peter Unfried über Protest als Lebenshaltung und *Das große Nein* von **Armin Nassehi**.

66 **Neue Bücher mit Zukunft** von Adrienne Goehler, Manfred Kriener, John Ironmonger, Katja Kipping, Katharina Schulze, Nils Heisterhagen.

69 **Die Buchliste** im Sommer

71 **Klaus Raab** hat »Drei neue Gedanken« zu Medien mit Corona.

72 **Stefan Frankenbers** Kunstprojekt eines europäischen Schnellbahnnetzes.

74 **Film:** 2040 zeigt, wie Zukunft geht.

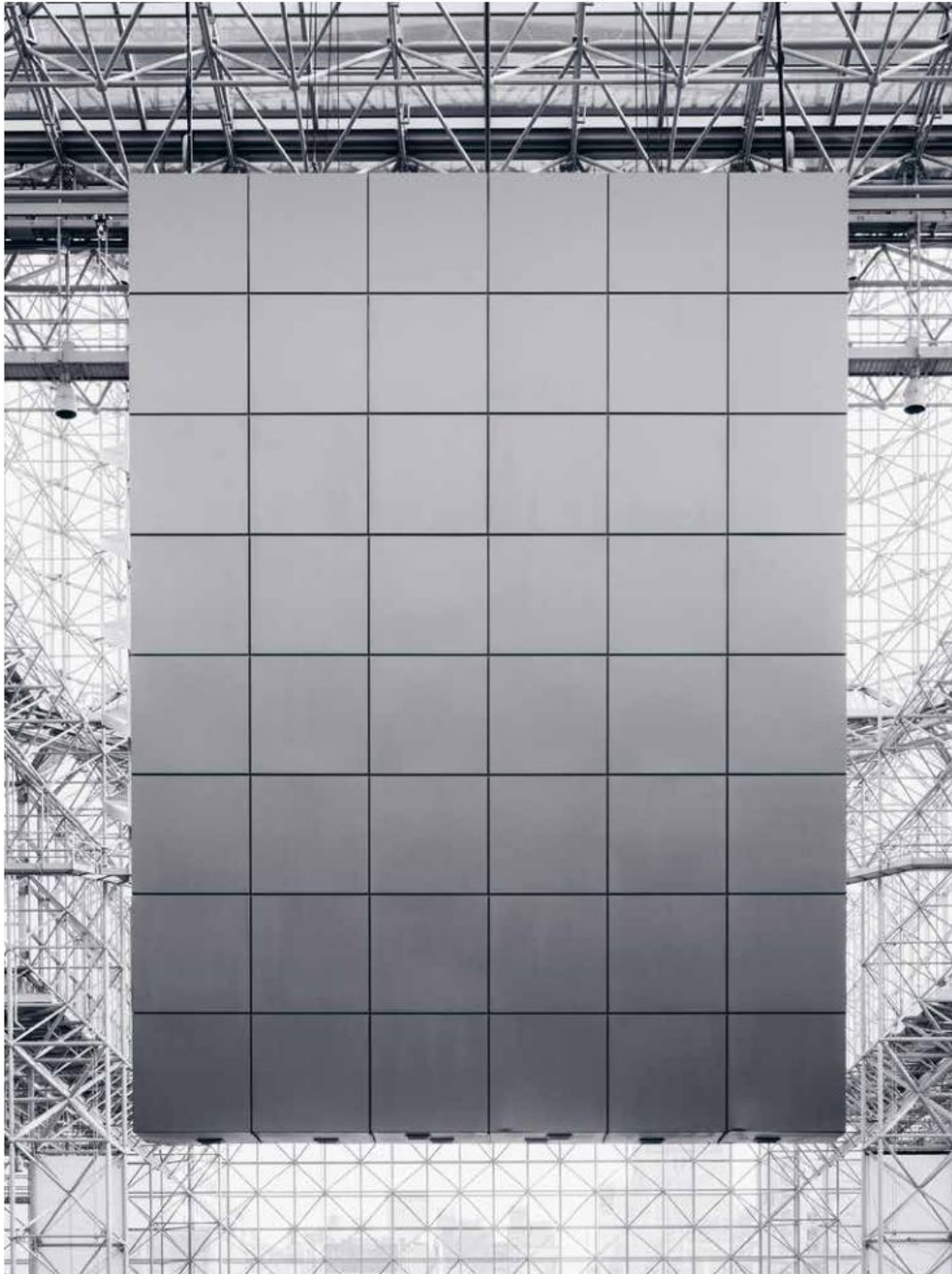
75 **Neue Erfindungen:** Der Aktivstall für Schweine.

76 Utopische Szenarien: **Zoë Herlinger** über Pest und Corona – und Mary Shelleys *Der letzte Mensch*.

78 Anders Essen: **Jörn Kabisch** über das Geheimnis der Gastlichkeit.

80 **Aminata Touré,** neuer Star der Grünen, füllt den taz FUTURZWEI-Fragebogen aus.

82 **Arno Frank** beantwortet sinnlose Fragen: Rausgehen oder drinbleiben?



Eigentlich liefern alle im Kulturbetrieb ab, was sie immer abliefern. Aus der Bildserie THE MECHANISM von Mårten Lange.

Im leeren Raum der stillgelegten Zukunft

Alle Routinen sind unterbrochen. Nur die Denkroutinen nicht. Doch man wird eine andere Wirklichkeit nur verstehen, wenn man den Hohlraum nicht zuplappert, in dem die gewohnten Rezepte der Analyse, Poetisierung und Schlaubergerei nichts mehr nützen.

TEXT: HARALD WELZER

»ICH BIN NICHT DIE TAGESSCHAU. ABER ...«

Diana zur Löwen, 24, ist Influencerin und politisierte sich durch Fridays for Future. Sieht sie nun die Welt anders?

INTERVIEW: HARALD WELZER | FOTOS: ANJA WEBER

Diana zur Löwen schrieb taz FUTURZWEI-Herausgeber Harald Welzer eine E-Mail, um ihn für ein Gespräch auf Ihrem YouTube-Kanal über die Corona-Krise und die dadurch entstehenden Veränderungen zu bewegen. Welzer sagte sofort zu. Mit der Bitte, dass er anschließend sie interviewen könne.

taz FUTURZWEI: Vor einiger Zeit hat bei Ihnen ein Politisierungsprozess eingesetzt. Was war der Auslöser, Frau zur Löwen?

DIANA ZUR LÖWEN: Das hatte sehr stark mit Fridays for Future zu tun. Dass da junge Menschen raus auf die Straße gegangen sind, die nochmal um einiges jünger sind als ich – ich bin jetzt 24 Jahre alt. Der zweite Punkt war, dass immer mehr geschieht, bei dem junge Menschen merken, dass das direkt ihren Alltag betrifft.

Was genau?

Das fing im Frühjahr 2019 an mit der Debatte um den Artikel 13 beim Europäischen Parlament ...

... die EU-Urheberrechtsreform ...

... gegen die es viele Demonstrationen gab, und ging weiter mit den Europawahlen. Das war schon sehr einschneidend und hat uns junge Leute so ein bisschen zusammengeschweißt, weil man da gemerkt hat: Wir müssen lauter werden, weil die Politiker sonst nicht auf uns hören. Und da hat man auch gemerkt, dass man einen gewissen Einfluss haben kann, gerade über die digitalen und sozialen Medien, wenn man Themen

aufgreift, mit seinen Followern diskutiert und die Ergebnisse dann in den Bundestag schickt.

Wo genau haben Sie das gemerkt?

Ein Beispiel, was ich spannend finde, ist die Periodensteuer, also dass die Mehrwertsteuer für Tampons und so weiter abgesenkt wurde. Hätte es da nicht Social Media gegeben, dann wäre dieses Gesetz nicht geändert worden.

Haben Sie mit Fridays for Future enger zu tun?

Mit Luisa Neubauer bin ich immer mal im Austausch oder auch mit anderen Influencern, die FFF stark unterstützen. Und ich gehe natürlich demonstrieren und versuche, so nachhaltig zu leben, wie es mir möglich ist.

Sie waren bereits vor Ihrer Politisierung eine sehr erfolgreiche Influencerin. Wie muss man sich den Unterschied zwischen vorher/nachher vorstellen?

Früher war Social Media für mich eine Plattform der Selbstdarstellung. Aber ich bin eben auch Generation Y, also immer auf Sinnsuche mit der Frage, wie kann man etwas beitragen zur Gesellschaft. Irgendwann habe ich gemerkt, dass ich eine Verantwortung habe und auch wirklich was bewegen kann. Da habe ich mir gesagt: Okay, es gibt bestimmte Dinge, über die ich selbst auch noch gar nicht so viel weiß und ich kann bei meinem eigenen Lernprozess meine Zuschauer einfach mitnehmen. ▶



»Meine Definition von Mündigkeit ist, dass man selbst die Verantwortung für sich hat und konsequent danach handelt«: Diana zur Löwen.



»Exnovation – das Wort kennt man nicht, denn wir machen es nicht«:
Luisa Neubauer.

THE LONG GOODBYE

Wer »nach Corona« Neues anfangen will, muss mit Altem aufhören. Aber wir können einfach nicht aufhören. Mit nichts. Deshalb wählen wir Weitermachen.

TEXT: LUISA NEUBAUER

Vor der Krise war auch Krise, sagt Naomi Klein, wenn sie in ihrem supraufgeräumten Arbeitszimmer Zoomreden hält. Und das kann Klein ganz wunderbar verargumentieren, man nickt, ja, genau so war das mit der Normalität, die war auf Papier eher Upfück. Ökologischer Ausverkauf, Hyperbeschleunigung, eine Normalität auf Pump, die sich durchsetzen konnte, weil die wahren Kosten der Zukunft, dem Ausland oder marginalisierter Gesellschaftsgruppen überlassen wurden. Entblößung ist eine der Kernkompetenzen der Corona-Krise, und es wird alles entblößt, was an systemischen Instabilitäten aufzufinden ist. Gnadenlos.

Kein Problem, sagt man, ein »zurück zur Normalität« wird es so nicht geben, dafür rüttelt Corona zu sehr am Fundament. Und es ist logisch, Krisen erzeugen Schocks, abrupter Wandel ist seitdem nicht mehr undenkbar, sondern wahrscheinlich. Deshalb reden wir von einer Welt nach Corona, einer neuen Normalität. Das »es wird nie wieder so sein wie früher« hallt bei einigen melancholisch. In der progressiven Ökoecke geht das gelassener, prima, Wandel, nehmen wir.

So weit, so gut, diese Erzählung. Ich glaube nur noch nicht dran. Ja, die Normalität war radikal, abgedreht und unverantwortlich. Und wir werden alles tun, um zu ihr zurückzukehren.

Dabei muss man zunächst bedenken, dass wir mit Corona endlich eine Krise kennenlernen, die politisch bewältigt werden kann. Dabei bedeutet Bewältigung, Stabilität organisieren. Die muss nicht mal mehr stabil sein, nur stabil wirken, und die Normalität vor Corona ist offensichtlich die Scheinstabilität, mit der wir uns am besten auskennen.

Selbstverständlich wird man ein paar Korrekturen vornehmen, Krankenhäuser besser ausstatten, Reiseregulationen einrichten, eine Corona-App ganz pfiffig mit anderen Anreizen verknüpfen, um Gesundheit zu optimieren.

Ja, mehr Resilienz will man.

Aber die Welt *besser* zu machen, kommt im Arbeitsauftrag »Corona-Bewältigung« nicht vor. Das interpretiert man da nur gerne hinein. Man wird alles tun, um eine Normalität zu kreieren, die so normal sein soll wie irgend möglich, nicht besser oder gerechter oder nachhaltiger. Darum können sich andere, zu einem anderen Zeitpunkt kümmern.

Keine einfache Ausgangslage für die Weltverbesserungsfraction. Um da noch reingrätschen zu können, so der offensichtliche Schluss, müsste einem schon was RICHTIG Gutes einfallen. Ein Normalitätsentwurf, der es aufnehmen könnte mit dem bestechlichen Charme des Vertrauten. Okay, kriegen wir hin, die Milliardenprogramme und Punktpläne und Krisenkataloge sprießen schließlich wie ein junger Fichtenwald in der Mark Brandenburg.

Richtig. Der entscheidende Punkt ist nur der: Wie gut, schön, gerecht, wie viel besser diese neue Normalität sein wird, hängt nicht von der Anzahl neuer Ideen ab. Nicht mal mehr zwangsläufig davon, wie gut sie sind (nicht erst seit der ersten Abwrackprämie wissen wir, wie weit es wirklich schlechte Ideen bringen können). Entscheidend ist etwas anderes. Ob bereichernde Ideen fruchten, hängt davon ab, inwieweit wir bereit sind, uns von alten Ideen zu lösen.

Dafür gibt es sogar ein Wort, es lautet Exnovation, es ist das Gegenteil von Innovation. Man kennt es nicht, denn wir machen es nicht. Das Problem mit dem Exnovieren ist für uns nämlich, dass Abschied, also die Beendigung einer politischen, wirtschaftlichen, kulturellen Praxis durch unser offensichtlich (und nachvollziehbarerweise) kompliziertes kulturelles Selbstbild, mit Ablehnung und vor allem mit Abwertung konnotiert wird. Hören wir mit etwas bewusst auf, impliziert man, dass es falsch war.

Dabei ist Abschied von früheren Innovationen nichts ►



Nur Elfriede Jelinek stemmte sich gegen den intellektuellen Corona-Durchfall.

SIE SAGEN, WAS SIE IMMER SAGEN

25

In der Corona-Krise wird die Starrheit unserer Denkroutinen sichtbar – gerade auch unter Intellektuellen und Kulturschaffenden

TEXT: JULIA ENCKE

Ich arbeite an überhaupt nichts«, schrieb die österreichische Schriftstellerin Elfriede Jelinek Ende April 2020 an die Redaktion der *Zeit*, als diese sie, wie viele andere Künstler, »in Zeiten der Pandemie« zum Tag der Arbeit am 1. Mai nach einem Werkstattbericht fragte. Und selbstverständlich konnte man diese Aussage beim Wort nehmen und den Standpunkt vertreten, dass man sich das erst einmal leisten können musste, freiwillig gar nicht zu arbeiten; und dass dies für eine Literaturnobelpreisträgerin sehr viel einfacher sei als für andere Schriftstellerinnen oder Schriftsteller, deren Einnahmen in den Wochen der Kontaktsperre durch abgesagte Lesungen und ausbleibende Buchverkäufe stark zurückgegangen oder sogar ausgeblieben waren.

Man konnte ihre Aussage aber auch anders verstehen und in ihr ein bewusst gesetztes Zeichen sehen. Durch den Satz »Ich arbeite an überhaupt nichts« markierte Jelinek inmitten der Deutungsversuche (von »Deutungsnotigung und Deutungsnot« hat der Kulturwissenschaftler Joseph Vogl im Blick auf die hektische diskursive Produktivität gesprochen, die die Corona-Krise begleitet) eine Pause. Sie sagte laut Stopp und gewährte auf diese Weise auch all jenen, die ihren Satz lasen, eine Unterbrechung, ein Durchatmen, weil Jelinek die Hoffnung auf Produktivität, Sinnstiftung und Interpretation des Moments, die in der Frage »Woran arbeiten Sie gerade?« lag, ins Nichts laufen ließ.

In der Corona-Krise wird etwas besonders sichtbar, was sich auch unter Normalbedingungen immer wieder zeigt, dann aber vielleicht nicht so sehr ins Auge fällt: die verbreitete Verweigerung der Unterbrechung unserer Denkroutinen – auch und gerade unter Intellektuellen, von denen man eigentlich annimmt, dass sie solche Herausforderungen begrüßen würden. Dass dies in einer Situation offenbar wird, die durch die Kontaktsperre und die dadurch erforderliche Einhaltung von Beschränkungen selbst eine Unterbrechung von Konventionen und Gewohnheiten des Alltags darstellt, entbehrt nicht einer besonderen Ironie. ▶

»Im Abitur wird nicht Mündigkeit geprüft, sondern Wissen. Das ist ein Problem.« Ahmad Mansour in Berlin.



»ICH HAB DREI SHUTDOWNS HINTER MIR.«

33

Der Psychologe Ahmad Mansour über die Realität der Integration in Deutschland und seine Lebenserfahrung von vier Shutdowns

INTERVIEW: PETER UNFRIED UND HARALD WELZER | FOTO: ANJA WEBER

taz FUTURZWEI: Wie fühlt man sich, wenn man immer der Partykiller ist, Herr Mansour?

AHMAD MANSOUR: Wie meinen Sie das? Und was heißt überhaupt »Party«?

Sie lachen, aber in Bezug auf die Integrationsdebatte gelten Sie als Spielverderber.

Ah, ich verstehe. Weil es über mich heißt: »Der streitbare Autor sagt das und das.« Aber bin ich tatsächlich streitbar oder nicht eher ein absoluter Realist, der Probleme anspricht? Sehen Sie: Ich gehe in Schulen, in Willkommensklassen, in Asylheimen. Ich habe bei WhatsApp mehrere Diskussionsgruppen mit Frauen und Männern, die aus Syrien kommen. Ich bin da, wo die meisten nicht sind, die mich für einen Partykiller halten. Ich sehe die Realität. Man muss schon blind sein, um nicht zu sehen, dass nicht alles rosig ist, was Integrationspolitik angeht. Die Frage sollte daher sein: Warum haben wir als Gesellschaft Schwierigkeiten, über die Realität zu sprechen? Warum haben wir eine romantisierende Vorstellung von unseren Themen?

Das ist genau unser Thema: Realitäten, die sich im Verborgenen befinden oder bisher befunden haben, auch weil Leute kein Interesse daran haben, diese Realität zu sehen. Derzeit werden durch die Corona-Krise einige dieser Dinge sichtbar, aber auch die Erderhitzung und die Flüchtlingsentwicklung lassen sich immer schwerer ignorieren.

Es gibt Phasen im Leben und Phasen in der politischen Entwicklung, in denen bestimmte Themen verdrängt oder erstmal

in die zweite Reihe geschoben werden. Es ist absolut verständlich, dass wir zuletzt mehr über Beatmungsgeräte und über unser Gesundheitssystem gesprochen haben als über Integration von Flüchtlingen. Nach dem Anschlag in Hanau war es sehr wichtig, darüber zu sprechen, dass wir rechtsextremen Terror in dieser Gesellschaft haben. Damit habe ich kein Problem. Ich habe auch nicht das Gefühl, dass Integration das Thema Nummer eins ist, dass uns alle 24/7 beschäftigen sollte. Es ist eine Herausforderung neben vielen.

Jetzt kommt das »Aber«?

Aber was mich an unserer Politik und unserer Wahrnehmung stört, ist die Eindimensionalität. Wir reden ununterbrochen, manchmal sogar obsessiv, über das jeweilige Thema und vergessen alles andere, als ob es nicht existiert. Man merkt es beim Thema Klimawandel: Die Gefahren und Herausforderungen sind genauso da wie vor wenigen Wochen und dennoch sieht man in den Umfragen, wie das in den Hintergrund rutscht. Ich wünsche mir eine Gesellschaft, und dazu gehören auch die Medien, die begreift, dass wir mehrdimensionale Herausforderungen haben. Die Realität ist mehrdimensional.

Genauso wie für manche nicht aushaltbar ist, wenn unklar ist, wie es weitergeht, ist es auch nicht aushaltbar, Themen multidimensional zu erschließen. Wie kriegt man, um mit Maja Göpel zu sprechen, eine Diskurshygiene hin, bei der man die unterschiedlichen Dimensionen bedenkt?

Ich habe keine ultimative Lösung, aber ich denke, wichtig wäre ▶



Macht, Gesellschaft 51

POLITIK

GELD!

Mit der Corona-Pandemie stellt sich die alte Frage neu: Kann man den Finanzmarkt nachhaltig demokratisieren? Als MdB kam Gerhard Schick an seine Grenzen, nun versucht er es als Bürgeraktivist.

TEXT: SUSANNE LANG

»Im Gesamtdiskurs unserer Gesellschaft kommen Finanzmarktfragen selten vor.«: Gerhard Schick, früher im Berliner Reichstag, jetzt davor.



Protest muss von außerhalb der Institutionen kommen: Extinction Rebellion in Berlin.

Bücher, Filme, Essen 63

FUTURKULTUR

JA!

Armin Nassehi's *Das große Nein* macht sichtbar, warum die 1968ff-Protestkultur, wie wir sie kennen und lieben, keine Zukunft hat

TEXT: PETER UNFRIED

Die Geschichte, die wir am liebsten über uns selbst erzählen, ist die einer von 1968 positiv geprägten links-liberalen westdeutschen Teilgesellschaft, die emanzipatorische Veränderung durch Widerstand gegen die kapitalistisch-konsumistische Blödi-Gesellschaft entwickelt hat. Eine gute Story. So rührend, dass ich gleich heulen muss. Und auch nicht ganz falsch. Die Liberalisierung der Gesellschaft und ihrer Institutionen ist sehr ordentlich gelungen, aber einfach auch, weil eine Mehrheit es wollte. Das war doch der Witz an 1968: Mit Freund und/oder Freundin Sex haben, eine eigene Wohnung, lange Haare und Anerkennung einer pluralen Normalität, das wollten Millionen; die Räterepublik aber nur Rudi und drei andere.

Die dunkle Seite unserer 1968ff-Kultur, wie ich sie nenne, ist die eines zu gering ausgeprägten Demokratie-Verständnisses und eines katastrophalen machtpolitischen Versagens, was mit einfacher Mathematik zu belegen ist. In 30 der letzten 37 Jahre – in etwa meine Lebenszeit als Erwachsener – stellte die CDU Kanzler und stärkste Regierungsfraktion. Die Macht hatten also immer die anderen, und als wir kurz randurften, war's auch scheiße und deshalb waren Schröder und Fischer ruckzuck auch »die anderen«.

Amin Nassehi schreibt das alles nicht explizit, aber durch sein neues Buch *Das große Nein* wird einem klar, wo der fundamentale Fehler liegt – Protest gegen die Mehrheit wurde nach 1968 nicht als strategisches Mittel verstanden, das in einer Demokratie eine bestimmte Funktion hat. Sondern als Kultur, Haltung und Lebensstil. »Diese Lebenshaltung lebt vom Antipodischen«, sagt Nassehi.

Anfang des Jahrtausends gab's mal einen Popsong, der in etwa so ging: »Hallo, worum geht's/Ich bin dagegen/Gegen alles, gegen jeden/Ich bin absolut dagegen.« Es handelt sich bei dieser Lebenshaltung um eine ästhetische Verlängerung des Protest-Neins in einen Lebensentwurf, der die dissidenten Tupfer überbetont und den konformistischen Pfad weitgehend ignoriert, wie auch die Grundlagen des eigenen, sozial oder ökonomisch durchaus privilegierten Lebensstils. Der Mangel an Selbstreflexion und das Insistieren auf die Protestpose führt zur Lähmung.

Die liberaldemokratische Bundesrepublik, nach dem deutschen Menschheitsverbrechen des Nationalsozialismus entstanden, hatte keine Vergangenheit, auf die sie sich berufen konnte (der Nationalstaat Deutschland reicht nur bis 1871 zurück), weshalb es auch bis vor Kurzem keinen »linken Patriotismus« gab. Man sah sich als »Progressiver« in der Nachfolge der mostly akademischen Befreiungsbewegung von 1968 zur Erfüllung der Aufgabe (»Nie wieder Auschwitz«) irgendwie im Widerstand gegen den »Kapitalismus«, den Staat und seine Institutionen (etwa die »Bullen«), und unausgesprochen auch gegen die Demokratie, weil man die eigene Position für moralisch höherwertiger hielt als die der profanen Mehrheit.

Ich will mich über die Nein-Grundlage keinesfalls lustig machen, nur darüber, was wir daraus gemacht haben. Das Nein ist die große Errungenschaft der Aufklärung und der liberalen Demokratie. Im Feudalismus gab es nur Ja. In der Religion sowieso. Das Protest-Nein, das kann man bei Nassehi lernen, ist ein Motor für Veränderung und – wenn's gut läuft – auch ▶

»EUROPA IST EINE STADT«

Der Künstler Stefan Frankenberger über sein Projekt *metropa*, ein großes europäisches Superschnellbahnnetz

72 INTERVIEW: LOTTA ORTHEIL

taz FUTURZWEI: In sozialen Netzwerken beziehen sich immer mehr Menschen auf Ihr Projekt *metropa*. Wie kamen Sie darauf, Herr Frankenberger?

STEFAN FRANKENBERGER: 2008 hat mir ein Freund begeistert von den japanischen Shinkansen-Hochgeschwindigkeitszügen erzählt. Da ich selbst ein Bahnnetz-Fan bin, habe ich darüber nachgedacht: Wie wär's, wenn es ein solches Netz auch für Europa gäbe? Mit dem »Arabischen Frühling« und der Klimadebatte hat die Idee eines großen europäischen Netzes dann richtig Fahrt aufgenommen.

Nach welchen Kriterien haben Sie die Städte ausgewählt?

Zunächst habe ich die bestehenden wichtigen Knotenpunkte verwendet und mit Linien verbunden, natürlich unter Berücksichtigung der geografischen und regionalen Gegebenheiten. Dieses Planen macht mir übrigens großen Spaß und liegt mir als Sohn eines Vermessungsbeamten sehr. Natürlich ist die Karte in den Peripherien stark gestaucht. Streckennetze haben ja generell die Eigenschaft, dem Zentrum mehr Raum zu geben als den Außenbezirken.

Gibt es auch eine Ästhetik des Netzes?

Ich habe mich an bereits existierenden Metrokarten orientiert, die immer aus den beiden Grundelementen Punkt und Linie bestehen. Danach habe ich die für öffentliche Verkehrsnetze so typischen Komplementärfarben zur besseren Anschaulichkeit eingesetzt. So begreift man die Karte sofort wie eine Stadt: Europa als Stadt, als Metropole.

Warum ist Ihnen der Gedanke der europäischen Vernetzung so wichtig?

Ich habe viele europäische Städte bereist und bin davon überzeugt, dass Europa als grenzenloser Kulturraum gedacht werden muss. Das Festhalten an Nationalstaaten ist veraltet. EU-Kommissionspräsidentin Ursula von der Leyen hat neulich gesagt, dass Europa einen neuen Marshallplan brauche. Ich bin da ganz ihrer Meinung. Aber im Gegensatz zum historischen Marshallplan muss das als gemeinsame Initiative von innen kommen. Und da biete ich *metropa* als Projekt an.

Einige Städte Ihres Bahnnetzes, wie Tunis oder Tel Aviv, liegen außerhalb von Europa. Warum?

Während meiner Reisen fiel mir oft auf, dass man die europäischen Grenzen gar nicht spürt. Vor Kurzem war ich in Georgien und war mir manchmal nicht sicher: Gehört das schon

zu Europa? Daneben bezieht das Netz auch Städte wie Marrakesch mit ein, das ist dann einfach mal eine Wunschoption. Es ist einfach unmöglich, in der Karte eindeutige Grenzen zu markieren.

Ihr Netz kann man als eine Antwort auf die Flüchtlingskrise denken. Haben Sie auch daran gedacht?

Da muss man aufpassen, weil man leicht Menschen irritiert, die genau das nicht wollen. Nur so viel: Jeder Mensch sollte grundsätzlich die Freiheit haben, dort hinzugehen, wo er möchte. Es wäre ja auch paradox, wenn wir Europäer als neugierige Touristen nach Marrakesch reisten und Marokkaner Europa nicht besuchen oder sich als Migranten länger hier aufhalten dürften.

Warum soll man sich mit dem Zug fortbewegen?

In Zeiten des Klimawandels ist der Zug die beste Alternative zum Flugzeug. Fliegen hat natürlich etwas Faszinierendes, aber es ist kein nachhaltiges und auch kein schönes Reisen. Zugfahren ist viel spontaner und flexibler. Wenn ein Zug ausfällt, kann ich in absehbarer Zeit eine andere Verbindung wählen.

Inwieweit ist das *metropa*-Netz bereits vorhanden? Ist es auch eine Alternative zu den existierenden regionalen und internationalen Zugsystemen?

metropa soll nicht die bestehende regionale Feinverzweigung ersetzen. Die Idee ist eher die einer Superschnellbahn mit mindestens 400 km/h, mit der man von Hamburg aus Palermo in wenigen Stunden erreichen kann. Technisch könnte so etwas als Magnetschwebbahn funktionieren. Das würde im Übrigen auch eine Option für den Stromtransport Nord-Süd eröffnen. Und aufgeständert zerschneidet sie die Landschaft nicht so stark.

Was sind die nächsten Schritte?

Mein nächstes Ziel ist es, Menschen aus Politik und Wirtschaft auf europäischer Ebene einzubeziehen. Ich möchte AktivistInnen der Fridays-for-Future-Bewegung kontaktieren. Und wenn zum Beispiel Greta Thunberg oder Luisa Neubauer über *metropa* als klimafreundliches Transportsystem diskutieren, wäre viel erreicht. Wichtig ist der Grundgedanke: Europa besser zu vernetzen und Mobilität für alle zu schaffen. ◀

Link zum Projekt: www.metropa.eu

metropa

the european supermetro network
le réseau européen supermétré
das europäische superschnellbahnnetz



Von Oslo, Helsinki und St. Petersburg bis Palermo, Marrakesch und Tel Aviv: Das europäische Superschnellbahnnetz von Stefan Frankenberger. Eine Postkarte mit dem Kunstwerk liegt dieser Ausgabe von taz FUTURZWEI bei.